

Production et commerce de la poterie médiévale entre Seine et Rhin (Les cahiers du G.R.A.S.B. / Musée d'Autelbas 50/2021-22) ; 132 S. ; 25 €.

Ursprünglich sollte im Mai 2020 eine eintägige Fachtagung zur mittelalterlichen Keramik zwischen Seine und Rhein (*journée d'étude*) dieser Publikation vorangehen. Neben dem fachlichen Austausch sollten die Teilnehmer die Gelegenheit bekommen, die verschiedenen Keramiken *in realità* miteinander zu vergleichen, denn trotz guter Beschreibungen und farblichen Abbildungen in Publikationen, zeigt sich doch immer wieder, wie wichtig es ist, Keramiken im direkten Vergleich sehen und fühlen zu können. Leider verhinderte die Pandemie das Treffen und es ist dem Groupe de Recherche Aériennes du Sud Belge/Musée d'Autelbas zu verdanken, dass die verschiedenen Beiträge in dem nun vorliegenden Sammelband erscheinen konnten.

Jean-Marie Yante bemerkt in seinem Vorwort, dass die Publikation nicht den Anspruch hat ein komplettes Bild der mittelalterlichen Keramikproduktion zwischen Seine und Rhein wiederzugeben und dass wegen des Ausfalls der Tagung eine gewisse Inhomogenität in den Beiträgen unvermeidbar war. In der Tat sind die unterschiedlichen Zitierweisen bemerkenswert. Da die Beiträge stark den jeweiligen regionalen Forschungsstand spiegeln, ist das Lesen umso anregender, zeigt das Heft doch wie wichtig der überregionale fachliche Austausch für die Erforschung mittelalterlicher Keramik ist – besonders, wenn auch noch Sprachbarrieren zu überwinden sind.

Die beiden ersten Beiträge behandeln in übergeordneter Form die Fundgruppe Autelbas, wobei Philippe Mignot mehr den Akzent auf römische Traditionen und das historische Umfeld legt, in welchem die Töpfer gelebt und gearbeitet haben, während Sylvie de Longueville sich der Autelbas-Keramik über die merowingischen Töpfereien nähert.

Mignot (S. 3-22) stört sich daran, dass römische Quellen zwar den Beruf des Töpfers mit dem Ausdruck *figularius/figlinus* bezeichnen, die späteren Quellen bis zur Renaissance jedoch keine eigene Bezeichnung für den Töpfer nennen. Er erklärt sich dies mit der geringen sozialen Anerkennung und der stereotypen Produktion leicht vergänglicher Alltagsware, die zudem noch saisonal bedingten Abläufen unterlag. Weiterhin macht er generelle Überlegungen zum Funktionieren familiär geführter Töpfereien, in denen alle Vorgänge von der Tonbeschaffung bis zum fertigen Produkt von Familienmitgliedern erfolgten.

Dem Fehlen einer Berufsbezeichnung setzt Jean-Marie Yante in seinem Beitrag (S. 116-123) allerdings entgegen, dass z.B. in der Bretagne und generell in Westfrankreich zahlreiche Ortsnahmen seit dem Aufkommen der spezialisierten

Dörfer im 11.-13. Jh. auf die Töpferei hinweisen, wie z.B. Montagny-la-Poterie (Oise). Außerdem fände man den Töpfer als Bezeichnung schon im Pariser *Livre des métiers*, das um 1268 entstanden ist.

In Bezug auf die weitere Vermarktung der Ware geht Mignot davon aus, dass die Ware an Zwischenhändler abgegeben wurde. Eine Eigenvermarktung auf lokalen oder regionalen Märkten hätte nur stattgefunden, wenn der Töpfer Teil eines Produktionszentrums gewesen sei. Diese würden sich – ähnlich ihren römischen Vorgängern – durch ihre Konzentration außerhalb der Siedlungskerne zu erkennen geben. Im Fall von Autelbas könne man aufgrund der großen Zeitspanne und den vergleichsweise wenigen bislang bekannten Öfen aber nicht mit Sicherheit sagen, ob man es mit einem Produktionszentrum zu tun hat. Dem sei allerdings die doch recht große Verbreitung der Keramik entgegengehalten, die Mignot selbst in seinen Abbildungen illustriert. Yante kann zumindest für die Zeit ab Mitte des 13. Jh. mit mehreren Beispielen aufwarten, die eine weiterreichende Vermarktung über Flüsse und Landwege belegen. Es bleibt jedoch unausgesprochen, ob man aus den Urkunden herauslesen kann, ob es die Töpfer selbst oder andere Händler waren, die die Handelsmessen besuchten.

Erfrischend sind die zeitübergreifenden Gedankenanstöße Mignots zur Farbensymbolik grau reduzierend oder rot oxidierend gebrannter Gefäße, rot als die Farbe der Herrscher und der Mächtigen. So interessant diese Ausblicke auch sind, laufen sie doch Gefahr der Überinterpretation. Man mag Mignot aber insofern folgen, als in unserer Region die Keramiken des 8. bis frühen 11. Jh. effektiv keine sozialen Unterschiede mehr erkennen lassen: sie finden sich im ländlichen Milieu genauso wie auf Herrensitzen oder in Klöstern. Erst im Laufe des 11. Jh. kommt es wieder zu größeren Diversifikationen sowohl in den Farben als auch in den Formen.

Ein weiterer wichtiger Aspekt sind die rechtlichen Rahmen, in dem sich die Töpfer befanden, denn man brauchte Zugang zu Tonvorkommen, ausreichend Wasser und Holz. Letzteres musste zumindest in späterer Zeit vom Landesherrn gekauft werden, dem laut Mignot zudem Steuern für jeden Brand zu zahlen waren.

Mignot sieht das Ende der Produktion in Autelbas in engem Zusammenhang mit den Machtverhältnissen der Zeit. So habe der Erzbischof von Trier Archidekanat Longuyon, zu dem Autelbas gehörte, bis in die ottonische Zeit noch ungehindert regieren können. Alle frühen Burgen rund um Arlon, auf denen Autelbas-Keramik gefunden wurde, seien im Zuge des Feodalisierungsprozesses um 1000 aufgelassen worden, was mit dem Ende der Produktion in Autelbas einherginge. In diesem Zusammenhang sei auf die Thermoluminescence-Analysen verwiesen, die an zwei Ofenfragmenten und an mehreren Scherben aus den Füllungen gemacht wurden: die Datierung der Öfen entspricht der mittlerweile allgemein angenommenen Produktionsdauer vom 8. bis 10. Jh., die Scherben aus den Öfen lassen jedoch auch eine wesentlich längere Laufzeit der Keramikproduktion möglich erscheinen¹.

1 VANCRAEYNST, Line / VAN DEN HAUTE, Peter / DE CORTE, Frans / BIS-WORCH, Christiane, TL-age determination of the „Carolingian“ pottery workshops at Autelbas (Belgium, prov. Luxembourg), in: Frans VERHAEGHE / Guy DE BOE (Hg.), *Urbanism in Medieval Europe: Papers of the 'Medieval Europe Brugge 1997' Conference*. Zellik 1997, Bd. 2, S. 305-307.

Auch Longueville geht in ihrem Beitrag davon aus, dass Autelbas-Keramik noch bis weit ins 12. Jh. produziert worden sein könnte.

So ansprechend die vier Karten im Anschluss des Artikels auf den ersten Blick auch sind, so verwundert doch das Fehlen der Luxemburger Burgen auf Karte 1. Außerdem wäre Karte 4 aussagekräftiger, wenn man die originale Verbreitungskarte als Grundlage genommen hätte².

Sylvie de Longueville (S. 23-38) macht zu Beginn ihres Artikels zum Stand der Keramikforschung in der Wallonie auf die Tatsache aufmerksam, dass merowingische Töpferöfen des 5. bis 7. Jh. oft innerhalb flussnaher Siedlungen zu finden sind, wie z.B. in Namur, Huy und Maastricht, und dass dies an der Verwendung alluvialer Tone liege. Dies änderte sich spätestens ab der 2. Hälfte des 9. Jh., als die Töpferwerkstätten außerhalb der Siedlungen angelegt wurden. So entstanden ab dem 10./11. Jh. Töpfereizentren bei Gérin, Wiere, Mozet, Haillot und Andenelle, wo Tone mit reichem Kaolinanteil anstehen, mit deren Hilfe die sog. weißtonige Andenne-Keramik hergestellt werden konnte.

Demgegenüber griff man in Autelbas auf ortsnahe Tonvorkommen, den sog. *Marne de Strassen* zurück, einen grauen Ton, der nur rot- oder grautonige Ware erbrachte. Was die Formsprache angeht, so seien für Autelbas noch römische und spätantike Traditionen erkennbar, die sich über die sog. Hospitalkeramik aus Trier bis in die Produktionszeit von Autelbas gerettet haben. Im Gegensatz zu Mignot, sieht sie den Vertrieb der Ware sowohl direkt beim Produzenten als auch über die Klöster und über die Flusswege. Autelbas hätte auch von der Nähe der Märkte in einem Umkreis von 50 km profitiert, darunter Arlon und Luxemburg.

Insgesamt gibt der Artikel einen guten Einblick in den Forschungsstand der Keramik aus dem Raum Andenne, einer Keramikgruppe („type mosane“), deren Erforschung in den letzten Jahren große Fortschritte gemacht hat und deren Produkte auch im Großherzogtum gefunden werden.

Der Beitrag über die Funde von Huy von S. Challe, S. de Bernardy de Sigoyer, C. Péters, F. Taideman und A. Mélon (S. 39-53) betont die Nähe der Töpferöfen zur Glas- und Eisenverarbeitung. Ihre Nähe zur urbanen Siedlung, zum schiffbaren Fluss und zum nur 200 m entfernten terrestrischen Handelsweg, der Flandern mit Andenne verband, unterstreicht ihre handelsstrategische Lage. Unbeantwortet muss weiterhin bleiben, ob der Handel von den Produzenten organisiert wurde oder von der Abtei Sankt Viktor in Huy, auf deren Terrain der Fundplatz wohl lag.

Der Beitrag von Koen De Groote über die Keramikherstellung zwischen dem 8. und 15. Jh. im belgischen Flandern (S. 54-66) zeigt, wie positiv sich die Umsetzung der

2 Bis-WORCH, Christiane, Anmerkungen zur karolingischen Keramik im Raum Luxemburg, in: Zur Regionalität der Keramik des Mittelalters und der Neuzeit. Beiträge des 26. Internationalen Hafnerei-Symposiums, Soest 5.10.–9.10.1993 (Denkmalpflege und Forschung in Westfalen, 32), Bonn 1995, S. 5-16, bes. S. 8.

Konvention von Malta in den letzten zehn Jahren auf die Entdeckung mittelalterlicher Töpferöfen ausgewirkt hat. Schade, dass dem Überblick keine Illustrationen beigelegt wurden.

In dieser Hinsicht ist der Luxemburger Beitrag von Thilo Schiermeyer vorbildlich (S. 67-93). Er gibt nicht nur einen ebenso klar strukturierten Überblick über die Entwicklung des Fundspektrums mittelalterlicher Keramik in Luxemburg. Er illustriert dies zusätzlich anhand von zahlreichen Tafeln und farblichen Abbildungen. Ähnlich ansprechend ist der Beitrag von Rachel Prouteau zur Keramik aus dem nördlichen Tal der Mosel (S. 94-115), der mit zahlreichen Tafeln und einem farblichen Überblick glänzt. Man erkennt besser als jeder Text es zu erklären vermag, wie ähnlich und doch verschieden die Keramiken sind – sei es sog. Muschelgrusware (*pâte à inclusions de calcaire coquillier*) oder Keramik, die in ihren Formen mal jener aus Pingsdorf ähnelt, mal Verweise nach Autelbas erkennen lässt, sich im Ton und in der Machart dann aber doch von beiden unterscheidet.

Abschließend muss man diese Publikation als äußerst positiv bewerten, sie gibt einen guten Einstieg in die Keramikforschung in unserer Region mitsamt einer reichhaltigen Bibliografie. Sie zeigt aber auch die noch offenen Fragen auf, denen es zukünftig nachzugehen gilt.

Christiane Bis-Worch

Villes et constructions étatiques en Lorraine (XIII^e -XIV^e siècles). Actes de la journée d'études du 12 janvier 2022, sous la direction de Dominique ADRIAN et Léonard DAUPHANT (Publications historiques de l'Est, 77), [Nancy] 2023, 162 p.; ISSN 2677-8696; 23 €.

Au départ de la journée d'études était le thème du concours d'agrégation français qui portait sur « Villes et construction étatique en Europe du Nord-Ouest (XIII^e -XIV^e siècles) ». Les organisateurs ont, à juste titre, mis l'expression « construction étatique » au pluriel, car, comme le remarque Jean-Luc Fray dans ses conclusions, pas seulement en Lorraine les principautés laïques et ecclésiastiques aspirant à devenir des États étaient multiples. Dans ce contexte la Lorraine présente en effet une évolution qui ressemble plutôt à celle de l'Empire, dont elle faisait largement partie, que du royaume de France. Parmi les villes prises en considération, Metz tient la vedette avec cinq communications sur sept (sans l'introduction et les conclusions) qui lui étaient dédiées. Verdun et Toul, autres villes épiscopales lui cèdent nettement le pas, sans parler des autres villes, moyennes et petites, dont seul Fray souligne le rôle politique non négligeable, puisqu'elles pouvaient abriter une résidence princière, le siège d'une institution étatique etc. Vu cette prédominance de Metz dans les contributions rassemblées, il est d'autant plus étonnant qu'aucun des chercheurs ni la bibliographie finale ne citent la dissertation de Marianne Pundt sur les élites urbaines messines du 13^e au 14^e siècle, comparées à celles de Trèves, et leur rôle dans

la construction de la république urbaine messine¹. L'émergence de Nancy, évoquée par Fray, et la construction étatique du duché de Lorraine n'intervinrent qu'au 15^e siècle, sans doute trop tard pour être prises en considération par les organisateurs de la journée d'étude.

Malgré ces faiblesses – la journée d'études ne pouvait traiter de tous les aspects de la question – le livre rassemble des contributions intéressantes qui évoquent aussi la maison des Luxembourg et ses relations avec la ville de Metz, mais aussi son droit de garde à Verdun p. ex. Dans sa communication introductive Isabelle Guyot-Bachy résume la thèse de Jean-Luc Fray sur les réseaux urbains et la centralité en haute Lotharingie. Dominique Adrian analyse ensuite les rapports de droits messins et la « commune paix » de la fin du 12^e et du début du 13^e siècle pour préciser la place que l'empereur tenait dans cette ville qui était en voie de s'émanciper du pouvoir épiscopal. Cela se traduit e. a. par l'influence du droit impérial dans la ville, sans que Metz, contrairement à Verdun, n'ait jamais disposé d'un privilège résumant ses libertés sous forme d'un *Stadtrecht*. Amélie Marineau-Pelletier présente les lettres missives ouvertes qui s'échangeaient au 15^e siècle dans le milieu aristocratique² et qui, adressées à la ville de Metz, dénonçaient à la vue de tous des faits jugés déshonorants d'un adversaire en vue de le contraindre à réagir, p. ex. à accepter de se rendre à une journée de droit. La conservation de centaines de telles lettres serait le signe de la volonté du gouvernement urbain d'imposer sa juridiction dans le pays messin et face aux seigneurs locaux alliés du duc de Lorraine, son adversaire. Alison Leininger-Cuenot prend pour exemple d'un tel conflit épistolaire entre la ville de Metz et un noble de second rang le cas de Henri de La Tour que Jacques Dex, patricien messin, présente comme « homme mauvais », sauf quand il défia le duc de Lorraine en occupant la forteresse de Pierrefort. Si cette étude permet de montrer que le récit de Jacques Dex est biaisé, Henri de La Tour étant plus souvent un allié qu'un ennemi de Metz, sa chronique était l'objet central de la communication d'Antoine Lazzari qui lui a consacré sa dissertation doctorale³. Son propos est de démontrer comment, au premier tiers du 15^e siècle, Jacques Dex, lui-même membre éminent du patriciat messin et détenteur de hautes charges urbaines, insiste à travers sa chronique sur les empereurs et rois issus de la maison des Luxembourg, pour que la ville de Metz consolide son alliance avec le souverain impérial (plutôt qu'avec le comte puis duc de Luxembourg, quitte à ce que ce soit la même personne) pour défendre son indépendance et le pouvoir du patriciat. Michel Margue vient renforcer cette vue sur le rôle des empereurs issus de la maison des Luxembourg dans l'évolution de Metz qu'il complète par une analyse du rôle de Metz dans la formation de l'État princier luxembourgeois. Si la présence impériale en la personne de Charles IV avait effectivement une haute valeur symbolique et donc politique pour la ville de Metz et renforçait son autonomie comme l'avait déjà fait son alliance avec l'Empire

1 PUNDT, Marianne, Metz und Trier. Vergleichende Studien zu den städtischen Führungsgruppen vom 12. bis zum 14. Jahrhundert (Trierer historische Forschungen, 38), Mayence 1998.

2 Voir sa dissertation doctorale: MARINEAU-PELLETIER, Amélie, Écrire, traduire et conserver les lettres missives à Metz : enjeux documentaires et domination sociale des paraiges (XIV^e-XVI^e siècle), Université d'Ottawa et EHESS 2020, URL : <https://www.theses.fr/254249213> (consulté le 1^{er}/12/2023).

3 Voir résumé dans Hémécht 73/2 (2021), p. 220-223.

au 13^e siècle, présentée par D. Adrian, la ville avait par contre plutôt une fonction purement pratique – octroi de prêts et pourvoi de compétences scripturaires – pour les comtes et ducs de Luxembourg. S’il est vrai que ces derniers élargissaient aussi leur vassalité par des citoyens messins, cette mesure me semble plutôt avoir rehaussé le prestige de ces bourgeois que le pouvoir des comtes ou ducs. M. Margue doit par ailleurs concéder que l’alliance avec le patriciat messin était une arme à double tranchant puisqu’ils risquaient d’entrer dans sa dépendance. J’hésiterais en tout cas à attribuer à ce rôle de Metz la fonction de contribution à la construction du duché de Luxembourg comme État.

Seul Léonard Dauphant s’est penché sur les villes épiscopales de Toul et Verdun qui n’ont jamais atteint l’autonomie urbaine qui était celle de Metz. Mais en s’alliant à des princes de la région tels que les comtes puis ducs de Luxembourg, de Bar ou de Lorraine ou encore le roi de France pour assurer leur sauvegarde militaire, elles réussirent, loin de se faire dominer, voire absorber par ces protecteurs, à maintenir malgré tout leur indépendance et une coexistence ainsi qu’un équilibre régional des pouvoirs dont les deux parties tiraient profit.

Il est en tout cas très intéressant de voir, grâce à ce mince livre, comment l’évolution urbaine et princière dans l’espace aujourd’hui lorrain différerait totalement de l’histoire du territoire voisin luxembourgeois où la question d’une lutte pour l’indépendance urbaine ne s’est jamais posée, la lettre d’affranchissement de 1244 étant clairement le résultat d’un compromis entre princesse et bourgeois. Mais son histoire aurait permis une réponse à la question posée par Jean-Luc Fray dans sa conclusion : qu’est-ce qui arrive à la ville capitale ou résidence lorsque le prince et sa cour la quittent durablement⁴ ?

Michel Pauly

Bibliotheca publica civitatis Trevirensis. Die Wissenschaftliche Bibliothek der Stadt Trier. Beiträge von Gunther Franz zur Geschichte der Stadtbibliothek Trier und ihrer Schätze. Festgabe zum 80. Geburtstag von Gunther Franz, hg. v. Michael EMBACH / Franz IRSIGLER, Trier: Verlag für Geschichte und Kultur, 2022; ISBN: 978-3-945768-26-6; 59 €.

In den Jahren 2002 und 2010 illustrierten zwei Ausstellungen, die aus einer Zusammenarbeit der Stadtbibliothek Trier und der Nationalbibliothek Luxemburg hervorgegangen sind, wie eng die Verflechtungen des Kulturerbes innerhalb der Großregion sind. Sowohl die Ausstellung zu den *Luxemburgensia* als die zu Handschriften aus Echternach, die auch im vorliegenden Band thematisiert werden, machten deutlich, wie viel die Trierer Institutionen zur Geschichtsschreibung in und zu Luxemburg beitragen können.

4 Réponse dans: PAULY, Michel, Quelle capitale pour le duché de Luxembourg ? in : Lo sguardo lungimirante delle capitali. Saggi in onore di Francesca Bocchi / The far-sighted gaze of capital cities. Essays in honour of Francesca Bocchi, a cura di / edited by Rosa SMURRA / Hubert HOUBEN / Manuela GHIZZONI, Rome 2014, p. 79-98.

Die Festschrift für Gunther Franz, den ehemaligen Direktor der Stadtbibliothek und des Stadtarchivs Trier, beleuchtet aber nicht nur die vielfältigen Verbindungen zwischen Trier und Luxemburg, sondern präsentiert auch ein facettenreiches Panorama der Geschichte dieser jahrhundertealten Institution. Herausgegeben von Michael Embach, Franz' Nachfolger bis 2023, sowie Franz Irsigler, emeritierter Professor für Geschichtliche Landeskunde an der Universität Trier, umfasst der Band Franz' Publikationen über die Bibliothek und ihre Schätze aus über drei Jahrzehnten.

Die Herausgeber betonen im Vorwort zu Recht, dass bisher eine umfassende Geschichte der Stadtbibliothek Trier fehlte, und sehen mit dieser Publikation eine Lücke geschlossen. Obwohl eine zusätzliche kompaktere Darstellung notwendig wäre, ist dieser Band tatsächlich eine Reise durch mehr als 450 Jahre Bibliotheks-, Buch- und Kulturgeschichte der Region Trier und darüber hinaus.

Der Band wird durch fünf relativ ungleiche Teile strukturiert, beginnend mit einem Blick auf die Vorgeschichte der Stadtbibliothek und auf einige der ältesten und bedeutendsten Handschriften. Es folgen Beiträge zur Franziskaner- und Jesuitenbibliothek, womit die eigentliche Institutionengeschichte in den Fokus rückt. Franz hebt hier eine 800-jährige bibliothekarische Tradition in Trier hervor, die weit vor der Etablierung der Jesuiten begann. Dabei wird deutlich, wie sehr die Bibliotheks- und Ordensgeschichte miteinander verwoben sind und welche Bedeutung die zahlreichen kleinen Ordensbibliotheken für die Stadt hatten, zumal in Trier bis 1722 eine Universitätsbibliothek gänzlich fehlte. Besonders für Forschende ist der Beitrag zur Jesuitenbibliothek von Interesse, da Franz hier einen Überblick über überlieferte Bibliothekskataloge und einige unbekanntere Werke bietet und damit eine ganze Reihe an Forschungsdesideraten adressiert, allen voran eine Beschäftigung mit den *libri prohibiti*, die sich in der Bibliothek befanden. Kulturgeschichtlich spannend sind die kleinen Einblicke in die Quellen zum alltäglichen Funktionieren der Bibliothek über die Jahrhunderte, von denen man sich als Leser*in noch mehr wünschen würde. Der erste Teil des Bandes endet mit einem Beitrag zu Goethes Besuch in der Bibliothek, der vor allem wegen seiner Einblicke in die Trierer höhere Gesellschaft des späten 18. Jahrhunderts und deren Institutionen lesenswert ist.

Der zweite, vergleichsweise kurze Teil des Bandes bietet Porträts aller Stadtbibliothekare beziehungsweise Leiter von Stadtbibliothek und Stadtarchiv seit 1848. Obwohl informativ, fehlt eine kritische Auseinandersetzung mit der Rolle der Bibliothekare während der Zeit des Nationalsozialismus, insbesondere während der Amtszeit Alexander Röders.

Der umfassende dritte Teil des Bandes befasst sich mit der Entwicklung der Stadtbibliothek Trier seit dem 19. Jahrhundert. Er bietet interessante Einblicke in die Baugeschichte seit dem 20. Jahrhundert und damit in die städtische Kultur- und Bildungspolitik. Franz befasst sich hier aber auch allgemein mit der Handschriftenkatalogisierung der Bibliothek über die Zeit hinweg und geht schließlich auf die Beteiligung der Bibliothek am Verzeichnis der im deutschen Sprachbereich erschienenen Drucke des 16. Jahrhunderts (VD16) ein. Eine Quelle

für mediengeschichtliche Ansätze ist die Auflistung der Trierer Zeitungen des 19. Jahrhunderts, wobei auch hier großes Potenzial für weitere Forschung gegeben ist. Dies gilt ebenso für den ursprünglich 1991 publizierten Beitrag zum Nachlass des im Jahr 1840 in Trier geborenen Gelehrten Franz Xaver Kraus, der nur relativ knapp porträtiert wird. Obwohl mittlerweile umfassendere Studien zu dem Reformtheologen vorliegen, wäre weitere Arbeit an dem beschriebenen Nachlass sicherlich wünschenswert.¹ Es folgen drei deskriptive Beiträge zu Initiativen und Projekten, bei denen die Stadtbibliothek maßgeblich beteiligt war und ist: Die Trierischen bzw. Kurtrierischen Jahrbücher und die Friedrich Spee-Gesellschaft Trier mitsamt der Arbeitsgemeinschaft Hexenprozesse werden vorgestellt. Ein interessantes Zeugnis der Beziehungen zwischen Trier, Metz und Luxemburg ist der Bericht über das gemeinsame Projekt „Zukunft für Vergangenheit“, das dank europäischer Finanzierung im Programm „Kultur 2000“ die Inkunabeln der drei Standorte restaurieren und gemeinsam auf der Onlineplattform „libri europae“ präsentieren konnte.²

Der vierte Teil präsentiert schließlich einige „Schätze“ der Bibliothek, darunter besonders berühmt das Ada-Evangeliar und der Egbert-Kodex, und stellt ihre faszinierenden Geschichten vor. Wenngleich manche der Beiträge etwas fragmentiert wirken und durch nicht immer notwendige, anekdotische Einschübe zum Teil etwas langatmig sind, ist dieser Kernteil des Bandes eine wahre Lektürefreude. Es sind insbesondere die Geschichten der weniger bekannten Stücke, wie die Handschriften aus der Kartause Konz, die in der Stadtbibliothek verwahrten mittelalterlichen Lesezeichen oder dem Gebetbuch aus der Freudenburger Gegend, die neue Perspektiven auf die Bestände der Stadtbibliothek eröffnen. Dies gilt auch im Hinblick auf Verbindungen zwischen Trier, Luxemburg und den gemeinsamen Interessen von Stadt- und luxemburgischer Nationalbibliothek, wenn Franz in einem der Beiträge etwa die „bibliophilen Kostbarkeiten aus dem Besitz von Präsident Jean Richardot und Abt Pierre Richardot in Echternach“ vorstellt.

Der abschließende fünfte Teil besteht aus einem einzigen Beitrag und reflektiert den Wertbegriff in der Bibliothek. Der Text ist ein Plädoyer für die Anerkennung des kulturellen Werts und der kulturpolitischen Bedeutung der Stadtbibliothek Trier. Wenn auch hier die Erhebung des Ada-Evangeliars zum Weltdokumentenerbe aufgrund des Publikationsdatums nur in Aussicht gestellt werden konnte, bestätigt die Entscheidung der UNESCO von Mai 2023 Franz' eindringliche Worte.

Eine hilfreiche Zeittafel zur Geschichte der Bibliothek leitet den Band ein, und ein Anhang mit einem Verzeichnis von Franz' Veröffentlichungen, einem Personenregister sowie einem Register der Bibliotheken und Archive rundet ihn ab. Allerdings fehlt ein Sachregister, das diesen Band zu einem noch praktischeren Nachschlagewerk gemacht hätte.

1 Siehe etwa zu Kraus: GRAF, Michael, *Liberaler Katholik – Reformkatholik – Modernist? Franz Xaver Kraus (1840–1901) zwischen Kulturkampf und Modernismuskrise* (Vergessene Theologen Bd. 2). Münster 2003; TOPHOFEN, Sonja, *Franz Xaver Kraus (1840–1901). Ein Leben zwischen Wissenschaft und kirchlichem Lehramt*. Frankfurt am Main 2013.

2 Libri europae, URL: <https://libri.public.lu/> (Stand: 20.12.2023).

Trotz der Unterteilung des Bandes in verschiedene Teile greifen viele Beiträge ähnliche Themen auf, was zu einer gewissen Redundanz führt, bei einer solchen Festschrift jedoch kaum zu vermeiden ist. Zugleich ist die Reihenfolge der Beiträge nicht immer klar nachvollziehbar. Eine strengere Auswahl oder gegebenenfalls eine Kürzung der Beiträge hätte die Lektüre möglicherweise verbessert. Die Abbildungen sind qualitativ hochwertig und bereichern den Band, der insgesamt eine wahre Fundgrube für alle darstellt, die mit und an den Beständen der Stadtbibliothek weiterforschen möchten, sowie für alle, die – auch jenseits der Stadt Trier – bibliotheks- und buchhistorisch interessiert sind.

Joëlle Weis

Fondation Bassin Minier (Hg.), La santé publique dans le Bassin Minier : L'évolution de la santé publique dans le sud du Luxembourg (1870-2020) / Gesundheitswesen im Bassin Minier: Beiträge zu einer Geschichte des Gesundheitswesens im Süden Luxemburgs (1870-2020), (Mutations. Mémoires et perspectives du Bassin Minier, 12), Luxembourg: Imprimerie Heintz 2022; 180 S.; ISSN 2078-7634; 25 €.

Der nunmehr zwölfte Band in der von der Fondation Bassin Minier herausgegebenen Reihe „Mutations“ widmet sich der Geschichte, Gegenwart und Zukunft des Gesundheitswesens im Minett und wird damit einmal mehr dem Untertitel der Reihe „mémoires et perspectives“ gerecht. Neben einer kurzen Einleitung von Jürgen Stoldt umfasst der zweisprachige (deutsch/französisch) Band zehn Kapitel. Die Beiträge sind weitgehend chronologisch geordnet, wobei es den thematischen Zuschnitten entsprechend zu einigen Überschneidungen kommt. Die ersten sechs Beiträge behandeln die Geschichte des Gesundheitswesens, der siebte Beitrag umfasst die persönlichen Erinnerungen von François Biltgen, die anschließenden drei Texte widmen sich der Gegenwart und Zukunft des Gesundheitswesens, insbesondere dem zukünftigen Südspital.

Im ersten Beitrag schildert Stéphanie Kovacs, wie sich in den Industrieorten im Minett durch die rasante Zunahme der Bevölkerung neue Hygiene- und Gesundheitsprobleme entwickelten. Die Intensivierung des Bergbaus und der Betrieb der ersten modernen Hüttenwerke erforderte den Zuzug zahlreicher Arbeitskräfte, die oftmals unter schwierigen Wohn- und Lebensverhältnissen lebten. Nicht nur angesichts drohender Epidemien, von Cholera bis Typhus und Diphtherie, stellte sich die Frage, wer für die öffentliche Hygiene und, im Falle eines Krankheitsausbruchs, für die Gesundheitsversorgung zuständig sein sollte: die Städte, der Staat, die Hüttenherren? Kovacs schildert, wie in Ermangelung einheitlicher staatlicher Vorgaben die Industrieorte unterschiedlich reagierten, teils in Kooperation mit den Hüttenwerken, teils auf eigene Faust. Dabei ging es ebenso um die Verbesserung der Hygiene, beispielsweise durch eine vernünftige Trinkwasserversorgung, wie um den Seuchenschutz. Erst 1885 kam es zu ersten gesetzlichen Regelungen und ab den 1890er Jahren engagierte sich dann zunehmend der Staat durch die Förderung

lokaler Projekte. Das Umdenken setzte ein, da der öffentliche Gesundheitsschutz nun als nationale Aufgabe gesehen wurde, die dem nationalen Wohlstand durch die Sicherstellung der industriellen Aktivitäten dienen sollte.

Jos A. Massard zeichnet in seinem Beitrag die Entwicklung der medizinischen Versorgung im Kanton Esch im 19. Jahrhundert nach. Er schildert detailliert, wie sich erst ganz allmählich eine öffentliche Gesundheitsversorgung herausbildete. Fest macht er dies vor allem an der Anzahl der Ärzte und an deren Wirken. Der Beitrag ist eine kleine Prosopographie des medizinischen Personals in den verschiedenen Industrieorten und auf Kantonsebene, die sehr anschaulich zeigt, dass viele Ärzte eine Vielzahl von Ämtern und Funktionen auf sich vereinten. Ein Protagonist mit einer solchen Ämterhäufung begegnet uns später noch einmal im Beitrag von Jacques Maas als anfänglich großer Verhinderer des städtischen Krankenhausbaus in Esch. Massard zeigt anschaulich, dass im 19. Jahrhundert lange Zeit nur wenige Ärzte im Süden Luxemburgs praktizierten. Leider fehlt es an einem Vergleichsmaßstab zu anderen Teilen des Landes oder zu benachbarten Regionen, um dies besser historisch einordnen zu können.

Armand Logelin-Simon schildert, wie in Differdingen die öffentliche Hygiene und gesundheitliche Versorgung tief eingebettet war in die Geschichte der Industriestadt. Der rapide Anstieg der Bevölkerung, insbesondere zwischen 1890 und 1910 führte zu unhaltbaren hygienischen Zuständen in den Wohnquartieren der – vor allem ausländischen – Arbeiter. Nicht viel besser war es um die Hygiene der Cafés und Restaurants bestellt, in denen sich die Arbeiter verpflegten. Der Ausbruch einer Typhusepidemie 1900 führte zu einem langsamen Umdenken: So befürchteten Vermieter, die bislang von der schamlosen Ausbeutung der Arbeiter profitiert hatten, dass die unhaltbaren Umstände ihrem Geschäft abträglich sein könnten. Aber viel änderte sich vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs nicht.

Die folgenden beiden Beiträge von Jacques Maas und Antoinette Lorang beschäftigen sich mit dem Bau des städtischen Krankenhauses in Esch. Während der eine die Hintergründe des Baus bzw. seiner Verhinderung aufzeigt, widmet sich der andere der engeren Baugeschichte. Jacques Maas erklärt prägnant, warum sich der Bau des Krankenhauses zu Esch um fast ein Vierteljahrhundert verzögerte. Ausgangspunkt der Diskussion war eine öffentliche Streitschrift für den Bau eines neuen städtischen Krankenhauses, die 1907 an die Escher Bevölkerung verteilt wurde. Der Autor verwies auf die stark gewachsene Bevölkerung, die schlechten Hygieneverhältnisse in den mangelhaften Quartieren, die das Auftreten von Seuchen wahrscheinlicher machten. Zudem stünde das bestehende Hüttenspital der Metzeschmelz nur Arbeitern offen, ferner verletze es das Prinzip der freien Arztwahl, wie sie im Gesetz vom 31. Juli 1901 zur Einführung der Arbeiter-Krankenversicherung vorgeschrieben sei. Der Escher Arzt Pierre Metzeler, der ein Monopol auf die Behandlung im Hüttenspital besaß, profitierte natürlich vom bestehenden Arrangement und verhinderte durch seine weiteren Ämter (u.a. war er auch amtlicher Kantonalarzt) aktiv die Gründung eines städtischen Krankenhauses. Unterstützt wurde Metzeler von Léon Metz, der als Direktor der Metzeschmelz kein Interesse an einer Änderung hatte, zumal das

Hüttenspital zu überhöhten Tagessätzen gegenüber den Krankenkassen abrechnete. Als Bürgermeister tat Metz alles, um einen Beschluss zum Bau eines städtischen Krankenhauses zu verhindern. Erst ein Wechsel der politischen Mehrheit ermöglichte 1909 ein Umdenken; das linksliberale Bürgertum stellte sich gegen die alte Ordnung, wie sie Metz und Metzeler so lange vertreten hatten. Der Erste Weltkrieg und die schwierige wirtschaftliche Situation Anfang der 1920er Jahre verzögerten den Krankenhausbau weiter. Zudem wurden einige Fragen kontrovers diskutiert: so die Größe der zu gründenden Einrichtung oder die Frage der Organisation als städtisches oder interkommunales Krankenhaus. Erst ein Umschwenken der Hüttenindustrie und der damit verbundene Einstieg der ARBED und der Société Métallurgique des Terres Rouges im Sommer 1920 beschleunigten das Verfahren. Emile Mayrisch spielte dabei eine treibende Rolle und bot schließlich eine 50%-Finanzierung durch die Hüttenindustrie an. Dieses Umdenken kann als Teil der neuen Sozialpolitik der Hüttenwerke verstanden werden, die weniger aus altruistischen Motiven, denn aus der Furcht vor sozialpolitischen Unruhen hervorging. So kam es schließlich 1925 zum Baubeginn und 1930 zur Einweihung des Escher Krankenhauses.

Die eigentliche Planungs- und Baugeschichte ist Gegenstand von Antoinette Lorangs Beitrag. Sie zeigt, dass die Stadt Esch früh ausländische, vor allem deutsche Experten zu Rate zog. Dies wird verständlich, wenn man sich die Biografien der zuständigen Luxemburger Architekten und Ärzte anschaut, die meist in Deutschland studiert hatten. Zudem besaß Deutschland zu der Zeit eine Vorreiterrolle bei der Entwicklung des modernen Krankenhauswesens. Ein großes Vorprojekt bevorzugte die zu der Zeit als exemplarisch angesehene Pavillonbauweise, da mit getrennten Baukörpern Patienten mit ansteckenden Krankheiten besser voneinander isoliert werden konnten. Der schließlich realisierte Bau setzte jedoch auf ein Zentralgebäude, während die Isolierstation den budgetären Kürzungen zum Opfer fiel. Der neue Bau des Escher Krankenhauses hatte schlossähnlichen Charakter, der sich kunst- und baugeschichtlich im Historismus verorten lässt. Dieser Stil spiegelte die eher konservative Haltung der Auftraggeber wider, insbesondere der beteiligten Hüttenindustrie. Die medizinische Ausstattung war dagegen ganz auf der Höhe der Zeit und mit der Einweihung 1930 verfügte Esch über das führende Krankenhaus in Luxemburg, das seinesgleichen auch nicht in der Hauptstadt fand.

Einen anderen Aspekt der öffentlichen Gesundheitsversorgung untersucht Geert Thyssen, indem er die Gründung von Waldschulen im Minett und in drei belgischen Gemeinden in der Nähe von Antwerpen miteinander vergleicht. Gemeinsam ist den Gründungen, dass die Industrie bzw. einzelne Industrielle und ihre Netzwerke eine wichtige Rolle bei der Initiierung und Finanzierung der Schulen spielten. Die Luxemburger Waldschulen wurden früher gegründet: Düdelingen (1913) und Esch (1928); die belgischen Waldschulen folgten 1936 in Schoten, 1954 in Brasschaat und 1963 in Schilde. Thyssen interessiert sich für das ideologische Programm, das hinter den Schulgründungen sichtbar wird. Trotz einiger Gemeinsamkeiten überwiegen dabei die Unterschiede. In Luxemburg waren die Waldschulen Teil des sozialpolitischen Programms der Hüttenindustrie. Sie wandten sich an Kinder aus armen Familien, die einen eher geringeren Bildungsstand und vor allem einen

schlechteren körperlich-gesundheitlichen Zustand hatten. Die Waldschulen sollten einerseits dazu dienen, diese Kinder gezielt zu fördern und zu versorgen; andererseits sollte man damit aber auch ein Zugehörigkeitsgefühl zur industriellen Familie und mit ihren patriarchalen Führern wecken. In Belgien wandten sich die Waldschulen an Kinder aus eher elitären, bürgerlichen Familien; ihr Ziel war es, eine flämisch-katholische Identitätsbildung zu fördern, die sich gegen eine als unpatriotisch diffamierte französisierte Bildung abgrenzte.

Die folgenden vier, teils kurzen Beiträge bewegen sich zwischen Zeitzeugenschilderungen zur Entwicklung des Gesundheitswesens im Minett seit den 1970er Jahren und Ausblicken auf die Gründung und den Bau des neuen Südspitals. Interessant ist, dass hier einige der Aspekte, die auch zuvor in den historischen Kapiteln eine wichtige Rolle gespielt haben, wieder auftauchen. Etwa die Frage der freien Arztwahl bzw. der Organisation der Krankenhäuser: Sollen niedergelassene Ärzte als Belegärzte oder festangestellte Krankenhausärzte die medizinische Versorgung leisten? Für letzteres Modell spricht eine effektivere Bereitstellung moderner Geräte und Methoden, für ersteres das liberale Verständnis der medizinischen Profession im Lande. Eine andere wiederkehrende Frage ist, ob das neue Südspital als städtisches oder als interkommunales Krankenhaus betrieben werden soll. Auch diese Diskussion tauchte in den vorherigen Kapiteln mehrfach auf.

Der Band wendet sich in erster Linie an ein breiteres Publikum und verknüpft die Geschichte der Gesundheitsversorgung im Minett mit aktuellen Fragen und Entwicklungen. Für Historiker sind die ersten Beiträge von größerem Interesse, während die anderen Beiträge eher Quellencharakter für eine zukünftige Medizingeschichtsschreibung der Region haben. Dem breiteren Publikum zeigt der Band anschaulich auf, dass die Geschichte der Gesundheitsversorgung keine lineare Fortschrittsgeschichte ist, sondern immer wieder Partikularinteressen, insbesondere ökonomischer Natur, dem Fortschritt im Sinne des Gemeinwohls im Wege standen, und dass es in zentralen Punkten auch gewisse Kontinuitäten gibt, die bis heute Konfliktlinien zwischen zentralen Akteursgruppen demarkieren.

Stefan Krebs

Charles BARTHEL, Les forges du Bassin minier luxembourgeois sous le signe de la concentration dans l'industrie lourde en Allemagne wilhelmienne 1903/04-1911/12 (deuxième partie) : L'émergence de l'Arbed (1904/05-1913), (Terres rouges, 7), Luxembourg : Archives nationales de Luxembourg 2022 ; 402 p. ; ISBN 978-2-919773-31-2 ; 40 €.

Nachdem Charles Barthel mit Michel Kohl im dritten Band der gleichnamigen Reihe den ersten Teil über die Entwicklung der Hüttenwerke im luxemburgischen Eisenerzbecken zwischen 1903 und 1912 publiziert hat, liefert der ausgewiesene Experte der luxemburgischen Eisen- und Stahlindustrie mit Band 7 der Reihe „Terres rouges“ den zweiten Teil dieser Geschichte. Barthel und Kohl hatten sich im ersten Teil vor allem auf die Unternehmensstrategien im Kontext der Kartellierung (im Rahmen

des Rheinisch-Westfälischen Kohlen-Syndikats und des Stahlwerksverbands) sowie auf die Verbindungen zur Ruhrindustrie konzentriert; dabei standen insbesondere die Geschäftsinteressen der Gelsenkirchener Bergwerks-AG und ihres langjährigen Generaldirektors Emil Kirdorf im Fokus, unter dessen Leitung das Unternehmen zu einem vertikal integrierten Montankonzern expandierte und zwischen 1909 und 1912 in Esch-Alzette die Adolf-Emil-Hütte errichtete.

Der zweite, noch umfangreichere Teil über die Geschichte der luxemburgischen Eisen- und Stahlindustrie zu Beginn des 20. Jahrhunderts untersucht nun die Gründung der Aciéries Réunies de Burbach-Eich-Dudelange (ARBED). Die in vier Kapitel gegliederte Untersuchung greift mehrfach weit ins 19. Jahrhundert zurück, um die zahlreichen unternehmerischen Verästelungen und verwandtschaftlichen Verhältnisse nachzuzeichnen.

Das erste Kapitel untersucht die tentativen Fusionsbestrebungen um 1905. Die luxemburgische Industriellenfamilie Metz hatte bereits 1845 den Bau eines neuen Hüttenwerkes (Eich) beschlossen, um die luxemburgischen Minette-Erze auszubeuten. Unter der Leitung von Norbert Metz war die Firma zum industriellen Großunternehmen aufgestiegen und hatte 1865 mit dem Bau einer neuen Hochofenanlage (Dommeldingen) begonnen. Um das notwendige Kapital zu beschaffen, war das Familienunternehmen in eine Kommanditgesellschaft auf Aktien umgewandelt worden (Société en Commandite des Forges d'Eich Metz & Cie). Zu den Teilhabern dieser Kommanditgesellschaft hatte auch die belgisch-luxemburgische Familie Tesch gehört. Parallel hatte sich die Familie Metz an der 1856 gegründeten Saarbrücker Eisenhüttengesellschaft (Société en participation des Forges de Sarrebruck) beteiligt, die wenige Jahre später unter dem Namen Société Anonyme des Mines du Luxembourg et des Forges de Sarrebruck (Burbacher Hütte) firmierte und neben Minette aus Luxemburg-Lothringen Steinkohle aus dem Saarrevier nutzen wollte.

Im Jahr 1870 hatten die Firma Metz und die Saarbrücker Gesellschaft beschlossen, gemeinsam ein modernes Hochofenwerk in Esch-Alzette zu errichten. Da das luxemburgische Erz sehr phosphorhaltig war und sich mit den damals herkömmlichen Verfahren nicht zur Stahlproduktion eignete, hatte die Firma Metz Ende der 1870er Jahre eine Lizenz des Thomas-Gilchrist-Verfahrens zur Herstellung von Thomasstahl erworben. Vor diesem Hintergrund hatten die beiden Partnergesellschaften, insbesondere Norbert Metz und Victor Tesch, 1882 die Société Anonyme des Hauts Fourneaux et Forges de Dudelange (Eisenhütten-Aktien-Verein Düdelingen) gegründet. Damit bestanden ab Mitte der 1880er Jahre die Gründungsunternehmen der späteren ARBED. Unter Emile Mayrisch, dessen Mutter aus der Industriellenfamilie Metz stammte und der 1897 die Leitung des Stahlwerks in Düdelingen übernahm, intensivierten sich die Beziehungen zum Eschweiler Bergverein (EBV), einem Bergbauunternehmen aus dem Aachener Steinkohlenrevier. Obschon sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts zwischen Düdelingen und dem EBV eine Art Interessengemeinschaft entwickelte, scheiterten die Fusionsbemühungen 1905, da die luxemburgische Gesellschaft ihre Eigenständigkeit nicht aufgeben wollte. Stattdessen kooperierten die luxemburgischen Unternehmen, insbesondere Düdelingen und Eich, nun stärker miteinander.

Im zweiten Kapitel zeichnet Barthel die Entwicklung des Unternehmens Le Gallais-Metz & Cie – der Nachfolgegesellschaft von Metz & Cie – vor der Fusion zur ARBED 1911 nach. Einem Abschnitt über die Leitungsfiguren des Unternehmens folgt eine Darstellung über die seit 1905 geführten Planungen und die Installation eines neuen Stahlwerks in Dommelingen, das auf Basis des Elektrostahlverfahrens hochwertige Stahlsorten produzierte und schließlich eine Interessengemeinschaft mit dem Stahlwerk Becker in Willich (bei Düsseldorf) einging.

Im dritten Kapitel steht das Werk in Düdelingen im Fokus. Barthel nimmt hier eine ausführliche Charakterisierung von Emile Mayrisch vor, der seine geschäftlichen Entscheidungen stets vor dem Hintergrund der Einbindung des Werks in den deutschen Stahlwerksverband und den Deutschen Zollverein sowie der Konkurrenz deutscher Großkonzerne traf. Auch Hubert Hoff, der Oberingenieur der Düdelinger Hüttenwerke, der sich zum Studium neuer Walzstraßen in die USA begab, wird ausführlich dargestellt. Neben der Lage der Arbeiter und der Aktionärsstruktur nimmt Barthel überdies die Verbindungen zur Frankfurter Eisengroßhandlung Hirsch & Co. sowie die Entwicklung der Werke in Burbach und in Esch-Schiffange in Augenschein.

Die Fusion der drei Gesellschaften zur Aciéries Réunies de Burbach-Eich-Dudelange (ARBED) steht im Mittelpunkt des vierten Kapitels. Barthel gibt hier einen detaillierten Einblick in die Größenordnungen der drei Werke zueinander als auch im Verhältnis zu den deutschen Konkurrenten und zeigt, wie vor allem Mayrisch den Zusammenschluss entschlossen vorantrieb. Dabei wird nicht nur der Fusionsvorgang, sondern auch die Reaktion der Konkurrenten auf die Fusion ausführlich beschrieben. Schließlich behandelt Barthel den 1913 geschlossenen Interessenvertrag zwischen der ARBED und dem EBV, der der ARBED die zur Stahlproduktion erforderliche Koksversorgung sichern und beiden Seiten hohe Profite bringen sollte.

Insgesamt hat Barthel damit eine formidable Darstellung zur Frühgeschichte der ARBED geliefert. Auch wenn der Text nur eingeschränkt an neuere unternehmenshistorische Konzepte anschließt und der Band über kein Gesamtverzeichnis der benutzten Literatur verfügt, so liefert die reich bebilderte Erzählung mit ihren zahlreichen Tabellen und Grafiken ein wichtiges Puzzleteil für die luxemburgische und europäische Industriegeschichte vor dem Ersten Weltkrieg.

Christian Marx (Trier)

Ania & Christian MULLER (Hg.) Vergessene Geschichten aus Esch. Zum 60. Geburtstag der „Escher Geschichtsfrënn“, Differdange: Éditions Revue, 2024; 192 S.; ISBN 978-99959-45-66-4; 45€.

Das zum 60. Geburtstag der Amis de l'Histoire et du Musée de la ville d'Esch-sur-Alzette (AHME) erschienene Buch behandelt die Escher Geschichte von der Vorgeschichte bis heute und geht dabei spezifisch auf einzelne Ereignisse sowie die Geschichte bestimmter Gebäude und Infrastruktur ein. Die jeweiligen Kapitel beinhalten nicht nur Text, sondern auch historische und aktuelle Bilder. Am Ende des

Buches finden sich zusätzlich ein Kapitel zur Geschichte der Escher Geschichtsfreunde und zu den Projekten, an denen sie mitarbeiteten, Bilder ihrer Objektsammlung sowie eine Chronologie der Geschichte der Stadt Esch. Die Autor*innen entwerfen also Lokalgeschichte mit populärgeschichtlichem Ansatz und verweisen im Vorwort darauf, dass ihr Werk zum Weiterforschen anregen soll.

Bei der Durchsicht des Buches ist es wichtig, sich vor Augen zu halten, dass es sich hierbei um kein klassisches historisches Werk handelt, sondern um ein Buch, das von begeisterten Escher*innen, wie ich annehme, für andere Escher gemacht wurde. Trotzdem gibt es Einblicke in die Escher Geschichte, die von der Historiographie kaum behandelt wurden, wie zum Beispiel die frühe Besiedlung Eschs seit der Eisenzeit. Wie angekündigt, finden sich auch Verweise auf mögliche zukünftige Forschung. So wird vorgeschlagen, die ehemalige Eisenherstellung in Esch genauer zu untersuchen und unter Umständen auch mit der späteren Stahlindustrie in Verbindung zu bringen.

Ein anderer interessanter Punkt, der durch diese *longue durée* Perspektive aufkommt, ist trotz der Behandlung dieses Kleinraums ein transnationaler und transregionaler Ansatz. Beziehungen zu den Nachbargebieten werden mitbehandelt, genauso wie die sich ständig verändernden überregionalen Machtzentren an die Esch angebunden war, was die Vorstellung statischer und natürlicher Grenzen klar unterwandert. Esch selbst wird hierbei zur Akteurin gemacht. Obwohl das Buch größtenteils Ereignisgeschichte erzählt, wird diese somit nicht, wie so oft üblich, zu einer Geschichte großer Männer. Menschen als Einzelpersonen kommen kaum vor. So wird zum Beispiel die Veränderung von Infrastruktur beschrieben, die heute nicht oder kaum mehr existiert, wie die Escher Stadtmauern, die Eisenbahnlinie, die Eisenerzseilbahn und das ehemals existierende Schwimmbad, begleitet von anschaulichen Bildern. Durch Interviews und Exzerpte aus Erlebnisberichten wird zumindest ab der Moderne Esch auch sozialgeschichtlich erkundet, was zum Beispiel im Kapitel über den Ersten Weltkrieg sehr gut gelungen ist. Neben der Einschränkung auf den Kleinraum ermöglicht auch die Einbindung von Oral History sehr nahe an die soziale Realität der Escher*innen heranzukommen. Ein Kapitel über Froschjagden in Esch zur Aufbesserung des Haushaltsbudgets, sowie als weitere Nahrungsquelle konzentriert sich exklusiv auf Sozialgeschichte, wobei allerdings keine genaue Datierung angegeben wird.

In manchen Kapiteln werden verschiedene Versionen der Escher Geschichte dargelegt, was mir ebenso gefällt, da auch Historiographie nicht statisch ist. Immer wieder werden Bezüge zu heute gezogen, wie zum Beispiel im Kapitel über das Schloss Berwart, und die Eingliederung seiner Überreste in das moderne Businesscenter. Auch darauf, dass Esch 2022 europäische Kulturhauptstadt war, wird eingegangen. Dabei werden unter anderem die häufigen Verwechslungen von Esch/Alzette und Esch/Sauer dargelegt, was auf die geringe Bekanntheit Eschs im internationalen Kontext hinweist und somit trotz der lokalgeschichtlichen Betrachtung der zweitgrößten Stadt Luxemburgs realistisch bleibt. Manche der Kapitel weisen sogar in die Zukunft. So spielen zum Beispiel die Pläne im Bezug auf das Gelände des Schifflinger Werks eine wichtige Rolle.

Trotz der vielen interessanten Details und Zugänge bleibt die Darstellung leider oft ungenau, die Sprache ist teilweise repetitiv und auch grammatische Fehler lassen sich finden. Ein paar Bilder werden nicht nachvollziehbar zitiert, manche Akronyme werden nicht erklärt, wie zum Beispiel das MNHA (Musée national d'Histoire et d'Art), und die Bibliographie der einzelnen Kapitel fällt nach Maßstäben einer Historikerin oft spärlich aus, ist allerdings für eine breitere Leserschaft wahrscheinlich ausreichend. Die sehr schön eingearbeiteten Oral-History-Quellen (wahrscheinlich Interviews) werden zwar als solche gekennzeichnet, jedoch fehlen hierzu wesentliche Angaben. Auch die geschlechtergerechte Sprache wurde nicht standardisiert, denn am Anfang des Buches wird sie gar nicht verwendet, gegen Ende schon, aber leider teilweise falsch (so zum Beispiel der Begriff «Mitglieder*innen» auf S. 158). Alles im Allen kann das Buch zum 60. Geburtstag der Escher Geschichtsfrënn, trotz meiner Meinung nach mangelhaftem Lektorat, als gelungen betrachtet werden, vor allem auch durch die anschauliche und extensive Verwendung von Bildern. Dadurch dass das Buch, abgesehen von Interviews, nicht besonders viele Primär-, sondern eher Sekundärquellen benutzt, würde ich es eher Leser*innen empfehlen, die sich einen Überblick über Esch verschaffen oder neue kleine Details über ihre Stadt wissen wollen. Auch für Schulen in Esch könnte das Buch benutzt werden, da es durch seine Bilder Anschauungsmaterial liefert und eben nicht nur Lokalgeschichte, sondern auch ihre Einbettung in das Weltgeschehen darstellt.

Julia Harnoncourt

MUSÉE NATIONAL D'HISTOIRE MILITAIRE – DIEKIRCH, D’Koreaner aus dem Lëtzebuurger Land, Les volontaires luxembourgeois de la Guerre de Corée (1950 - 1953), Luxembourg : Johnen Print, 2023 ; 300 p. ; ISBN 978-2-9199612-6-9 ; 39 €.

Alors que l’existence de deux territoires sur la péninsule coréenne apparaît aujourd’hui comme un reliquat de la Guerre froide, et ce alors même que la situation géopolitique qui en découle demeure encore un point chaud en Asie, un livre vient opportunément rappeler aux amateurs d’histoire luxembourgeoise le concours apporté en 1950 par le gouvernement luxembourgeois de Joseph Bech.

Cet ouvrage, rédigé par les chercheurs du Musée National d’Histoire militaire, a pour objectif de mieux faire connaître l’engagement des soldats luxembourgeois dans ce qui fut le premier conflit périphérique de la Guerre froide, globalement inconnu des Luxembourgeois et même des Européens au regard de la place qu’occupe ce conflit dans les programmes scolaires, au contraire de crises comme celles de Berlin, de Cuba en 1962 ou de la Guerre du Vietnam.

La première partie a le mérite de resituer le conflit dans son contexte géographique et chronologique avec l’occupation japonaise de la péninsule coréenne qui débute en 1910 pour se terminer avec la capitulation du Japon le 2 septembre 1945 et donc avec la fin de la Seconde Guerre mondiale. Avec elle débute la partition du pays entre la République populaire démocratique de Corée au Nord soutenue par la Chine et au Sud du 38^e parallèle, la République de Corée soutenue par les Etats-

Unis. Sont rappelées ensuite les différentes phases de la crise allant de l'invasion de la Corée du Sud et passant par la décision de l'ONU pour aboutir à l'envoi de deux contingents de soldats luxembourgeois, en coopération avec l'armée belge, et enfin à la mobilisation chinoise et l'enlèvement du conflit.

La partie suivante est consacrée aux biographies et met en lumière les figures des 85 Luxembourgeois engagés dans ce conflit qui ont répondu à la volonté du gouvernement. Le recrutement repose tout d'abord sur la convocation de cadres militaires, qui pour la plupart ont connu la résistance ou l'uniforme durant la Seconde Guerre mondiale. La mise en lumière du parcours des officiers qui vont encadrer les soldats luxembourgeois est l'un des points forts de ce livre. Plus âgés que les volontaires qu'ils vont encadrer, ces cadres dont l'armée créée en 1944 avait impérativement besoin, ont vécu la Seconde Guerre mondiale et ses conséquences pour le Grand-Duché. Ils ont connu la clandestinité, participé à des mouvements de résistance (Robert Müller) et pour certains ont combattu au sein de la Légion étrangère (Louis Peters). L'expérience acquise durant la guerre et la formation militaire de certains sont en effet indispensables pour la conduite des opérations, à l'exemple de Joseph Wagener, qui dirige le premier contingent et qui a effectué sa formation militaire auprès de l'*Officer Cadet Training Center* de l'armée américaine puis est passé par le Centre d'Instruction de Walferdange avant de parfaire sa formation à l'Ecole Royale Militaire de Bruxelles et auprès de l'Ecole Spéciale Interarmes de Saint-Cyr.

La deuxième modalité de recrutement consiste dans le recours à des volontaires civils par le biais d'appels lancés dans la presse nationale. Le premier contingent se compose de 43 soldats engagés pour un an (du 30 septembre 1950 au 29 septembre 1951) alors qu'un deuxième contingent est formé à la demande du gouvernement luxembourgeois en juin 1951 permettant l'enrôlement de 46 soldats du 4 février 1952 au 3 février 1953 (six vétérans du premier contingent remplissent pour la seconde mission). De très nombreuses photographies nous rappellent qui étaient ces hommes qui décidèrent de faire 22 000 kilomètres pour aller se battre en Corée dans un conflit qui fit, dans les rangs de l'armée grand-ducale, deux morts appartenant au deuxième détachement : le caporal Roger Stütz et le sergent Robert Mores décédés respectivement en août et septembre 1952 près de Chokko-Ri.

Un autre intérêt de ce livre est de montrer la réinsertion de ces soldats dans la société après la Corée. Les parcours de ces hommes sont très différents, certains restent au Luxembourg après leur démobilisation et embrassent une carrière civile en optant pour d'autres fonctions au sein de l'Etat, que ce soit dans la police ou dans les douanes (Gilbert Hauffels). On sait que l'armée est un marchepied et joue un rôle d'insertion sociale, pour faire une carrière au sein des administrations et entreprises publiques comme les CFL (Fernand Bartemes), ou en choisissant le secteur privé à l'ARBED. (Richard Majerus) par exemple. Certains choisissent de quitter le Grand-Duché et de partir s'installer au Canada, dans la province de Québec, comme ce fut le cas de Robert Hartmann, ou en Suisse pour Alfred Mattern. D'autres connaissent une carrière militaire au Luxembourg comme Raymond Beringer ou même à l'étranger à l'image de Norbert Edert qui s'engage dans l'US Army en 1960 et qui part combattre au Vietnam où il devient ensuite conseiller militaire.

Ces hommes, qui ont connu le baptême du feu en Asie, se retrouvent au sein d'associations comme la Luxembourg Korean Association, présidée par Gilbert Hauffels, ou au sein de l'Association des Anciens Combattants. Cette guerre de Corée constitue à bien des égards un "lieu de mémoire" pour la jeune armée luxembourgeoise et ses soldats qui ont développé un sens de la camaraderie et de la solidarité, une communauté de destin, qui s'exprime de différentes manières encore bien des décennies après leur retour au pays, par des voyages, des distinctions et des cérémonies.

Plutôt qu'un ouvrage d'histoire militaire traitant du conflit en lui-même et voulant éviter l'écueil d'une histoire purement descriptive, l'ouvrage relève davantage de l'histoire sociale du militaire avec la publication de nombreux documents permettant de mieux appréhender le quotidien et les sentiments du soldat engagé dans ce conflit avec par exemple des extraits du journal de Jean Stoffel, soldat de 2^e classe participant au premier contingent, ou celui de Gilbert Hauffels ou avec le texte de la chanson *Korea Lied*, composée par Alfred Mattern. Dans un souci de vulgarisation, les rédacteurs, sous la direction de Benoît Niederkorn, Elisabeth Einsweiler et Philippe Victor, ont opté pour une histoire de l'armée luxembourgeoise et des soldats engagés dans ce conflit dans une perspective prosopographique, qui a le mérite de mettre des noms et des visages, d'apporter de la "chair" à ce conflit.

L'ouvrage a le double avantage de mettre en relief ceux qui ont combattu en Corée tout en mettant en lumière une riche collection de documents, notamment photographiques, issus des institutions publiques nationales (Musée National d'Histoire Militaire, des Archives Nationales, Bibliothèque Nationale,...) ou étrangères (Imperial War Museum de Londres, le Musée des chasseurs ardennais ou les fonds du United Nations Photo Library). Le travail de collecte documentaire est impressionnant et confère à l'ouvrage un aspect illustré agréable et montre des moments de vie des soldats engagés sur un théâtre d'opération.

Rédigé en français, et en partie traduit en anglais, il narre l'engagement et la détermination du Luxembourg, qui se bat aux côtés d'une coalition internationale regroupant 21 pays, à remplir ses devoirs envers l'ONU, victime qu'il était lui-même de l'invasion nazie et de la perte d'indépendance qui en a découlé. Il s'agit d'apporter sa contribution et de montrer aux Alliés sa fiabilité et sa détermination à tenir ses engagements et à faire respecter le droit international.

Il est néanmoins dommageable, malgré l'apport indéniable de ce livre à la connaissance de cette guerre, de ne pas avoir replacé la contribution luxembourgeoise dans le contexte plus global de la coalition internationale formée pour aller combattre en Corée. Cela aurait permis de mesurer l'impact et l'importance de ces soldats partis au bout du monde pour représenter le Grand-Duché hors de ses frontières. Il eût été peut-être également utile d'y adjoindre des documents sur la réception, par les Luxembourgeois de l'époque, de cette guerre et de l'envoi de ces hommes.

Matthias Boucebc